

Abonnementspreis:

Ein Vierteljahr in Frankfurt und Mainz 4.50, bei den Agenten 4.25, b. d. Postämtern in Deutschland (a. Schutzgeb.) 4.90, Ägypten 5.00, Belgien 5.00, Bulgarien 5.00, Dänemark 5.00, Griechenland 5.00, Italien 5.00, Japan 5.00, Mexiko 5.00, Norwegen 5.00, Österreich 5.00, Portugal 5.00, Rumänien 5.00, Schweden 5.00, Schweiz 5.00, Serbien 5.00, Türkei 5.00, Ungarn 5.00, Venedig 5.00, Westindien 5.00, London 5.00, Leadonhall Str., Paris 5.00, Vienne 5.00, New York 5.00, Broad Str. 4.15.

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung.)

und Handelsblatt.

(Neue Frankfurter Zeitung.)

Stadt-Telephon: Amt 1 5940, 5941, 5942, 5943.

Begründet von Leopold Sonnemann.

Für Auswärts: Amt 1 29, 154, 2616, 4423.

Preis der Anzeigen:
Colonne 50 d. Abendl. 7.50
Reklamen 4.25, Abendl. 4.25
Familienanzeigen 4.15, Platz 2
Daten-Vorschläge ohne Verbindlichkeit - Anzeigen nehmen an:
Unsere Expedition in: Frankfurt a. M., Gr. Eschenheimerstr. 33/37, Mainz, Schillerstr. 3, Berlin, Leipzigerstr. 3, Dresden, A. Waisenhausstr. 25, München, Paterstr. 3, Stuttgart, Poststr. 7, Zürich, Nordstr. 62, U. a. übrige Agenten u. d. Annoncen-Exp. Ferner in: London, E. C. 5, Cophall Court, Paris, J. P. 10, Rue Vivienne 11, New York, 20 Broad Street, Societäts-Druckerei (Gesellschaftsbuchbeschr. Haftung)

Wegen des Neujahrstages wird die nächste Nummer Freitag früh ausgeben und verhandelt.

Das Milizsystem.

Von Georges Lorand,

Mitglied der belgischen Abgeordnetenkammer (Brüssel).

Seit es demokratische Parteien gibt und seit sie ein Programm ausgearbeitet haben, mit dem sie die Welt zu erneuern gedenken, d. h. vor allem seit die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 den Mittelpunkt im ganzen kontinentalen Europa bildete, steht die Umwandlung der stehenden Heere in Bürgerheere auf ihrem Programm. Von hier ist diese Forderung in das Programm der sofort zu vernichtenden Ziele der sozialistischen Arbeiterparteien übergegangen, die seit dreißig Jahren die Waffen mit wirtschaftlichen Fragen und der Frage, die sie am nächsten berührt, beschäftigen. Sie bemühen sich auf diese Weise die ganze Anziehungskraft des viel ausgebreiteten und praktischen Reformideals für sich in Anspruch zu nehmen, für das während eines Jahrhunderts alle die gekämpften haben, die den Grundgedanken der französischen Revolution huldigten, und die deren segensreiche Ergebnisse ihrem eigenen Lande aufzulegen suchten.

Aber dieser demokratische und sozialistische Programmpunkt ist im allgemeinen ein platonischer Wunsch geblieben. Vor allem in den großen Staaten, deren Regierungen unter dem Zwang höherer Notwendigkeiten die Beibehaltung und die Verstärkung der stehenden Heere als die erste Notwendigkeit für die Vorbereitung des immer drohenden Krieges betrachteten. In Deutschland beschränkten sich die Bemühungen der Sozialisten zur Verwirklichung des Bürgerheeres auf Reden zu Gunsten des Schweizer Systems. In Frankreich hat bis vor einem Jahre auch niemand daran gedacht, den geringsten Vorschlag in diesem Sinne zu machen, und nur schwach hat sich während der leidenschaftlichen Kämpfe, die zur Zeit der Dreißig-Jahre für und gegen die Armee geführt wurden, der Wunsch geäußert, das Heer in einem mehr demokratischen Sinne zu reorganisieren. Höchstens verlangte man das Heer zu republikanisieren und zu entkatholisieren und das Offizierskorps, in dem die Reaktionskräfte und Klerikale das große Wort führten, zum strengen Begriff seiner Pflichten und der Disziplin zurückzuführen. Das war die Hauptforderung des Generals Faidherbe, und wenn die Dienstdauer auf zwei Jahre herabgesetzt wurde, so geschah das nicht in einem Geiste, der die Umwandlung in ein Bürgerheer als Endziel anstrebte, sondern hauptsächlich um das Vorrecht der Reichen und Intellektuellen, nur ein Jahr zu dienen, aufzugeben und die unnütze Last zu erleichtern, die auf die Bevölkerung drückte und jetzt noch auf ihr ruht.

Es ist erstaunlich, daß das Vorbild der Schweiz, das die deutschen Sozialisten so oft anführen, so selten von den französischen Militärschreibern zitiert wird. In Italien und in Belgien war das ganz anders. Garibaldi hat sogar nach dem Vorbild der Schweizer Miliz „das Volk in Waffen“ gepredigt. Er war der Held der Revolution, und ihren Traditionen suchte er seine Anhänger zu nähern, indem er allgemein die vollständige Uebernahme im Selbstverteidigen und die militärische Vorbereitung der Jugend als Zusatz zu dem obligatorischen Volksschulunterricht forderte. Doch jetzt den preussischen und deutschen Siegen der Jahre 1866 und 1870 hat sich überall ein ganz anderer Typ des Volkes in Waffen, der „nation armée“ verewlicht, und zwar in der Form der allgemeinen und persönlichen Dienstpflicht bei beträchtlicher Verkürzung der Dienstzeit und noch viel beträchtlicher Verlängerung der Dauer der militärischen Verpflichtung, der Reserve und der Landwehr, die hinsichtlich ihrer Ausbildung und Kampffähigkeit den analogen Heereskörpern gleichen sollen, die während des furchtbaren Jahres 1870 eine mit Stauern gemischte Verwendung herbeigeführt haben.

Lange also war es allein die Schweiz, die ein ebenso originell wie ihre übrigen demokratischen und republikanischen Einrichtungen geartetes Milizsystem besaß, das auch ganz auf diesen Grundgedanken der Republik und Demokratie beruhte. Wichtig ist, daß, ebenso wie die übrigen politischen Einrichtungen keineswegs das Produkt theoretischer Reformspeculationen waren, auch das Milizsystem sich aus den Jahrhunderte alten Traditionen und aus den ganz besonderen Verhältnissen des Landes heraus entwickelt hat. Was als im Jahre 1848 die fortschrittlichsten Geister von dem demokratischen Ideal der großen französischen Revolution erfüllt wurden, ein Ideal, das die zweite Republik mit Ausnahme des allgemeinen Wahlrechtes nicht die Zeit hatte zu verwirklichen, war es nur natürlich, daß alle Mächte der Reformen sich nach

jenen glücklichen Kantonen der Schweizer Alpen richteten, wo die Menschen frei und gleich waren. Und bald sah man, daß der neu organisierte Bund, Zürich an der Spitze der fortschrittlicheren Kantone, alle Reformen verwirklichte, um dem föderalistischen Frankreich so viele Revolutionen gemacht und die die Konfessionen stets als unausführbare Utopien bezeichnet hatten. Es ist merkwürdig, daß die Schweizer demokratischen Einrichtungen nicht mehr Nachahmung fanden, speziell in Frankreich, das zur Republik geworden war, die in dem allgemeinen Wahlrecht die vollkommene Basis der Demokratie besaß. Doch die französischen Politiker und die französische Bourgeoisie, der die meisten Abgeordneten angehören und deren Ansichten sie teilen, sind doch, trotz aller prächtigen rednerischen Effekten und trotz aller mit großen Reformversprechen gespielten Wahlprogramme äußerst misstrauisch gegenüber jeder vollständigen Erneuerung und in Wirklichkeit sehr konservativ; unter den Hunderttausenden von Fremden, die alljährlich inmitten der Naturwunder der Schweiz Schöpfung suchen, gibt es kaum einen, der sich für das Leben der Bewohner interessiert. Man betrachtet sie als Hoteliers, und man besitzt kaum die Reugier, sich einmal die Einrichtungen anzusehen, die man anderwärts diskutierte und erstrebt, die man hier aber vor Augen hat und deren alleinige lebendige Verwirklichung die Schweiz uns vorführt, ein Schauspiel, das doch ebenso anziehend sein sollte, wie die Gletscher und deren schneeige Gipfel. Die wenigen Besucher, die das nationale Leben der Schweiz interessiert, sind Engländer und Amerikaner; man weiß, welche Fortschritte seit einigen Jahren der von der Schweiz entlehnte Gedanke des Referendums in den Ländern der englischen Sprache gemacht hat. Verwunderlich aber bleibt es, daß die Besucher der Schweiz, die doch oft genug gegen Ende August Schweizer Truppen bei der Vorbereitung zu den großen September-Märschen gesehen haben müssen, nicht durch die Eigenart ihrer Arbeit angeregt wurden, sich mehr auf diese zu kümmern. Die meisten dieser Reisenden, gerade auch die französischen, gehören den herrschenden Klassen an, und sie, wie vor allem die Berufsmilitärs, haben die Gewohnheit angenommen, mit um größerer Verachtung von dem Schweizer Milizsystem zu sprechen, je mehr die Sozialisten es als Vorbild hinstellen. Höchstens gibt man zu, daß das Milizsystem gut sei für die Schweiz, dieses unzugängliche Land der Gebirge, der Hirten und Hirtenweiden, deren alle militärische Gebrauche und republikanische Einrichtungen das Milizsystem zur direkten Folge hätten. Der Besuch des deutschen Kaisers im vergangenen Jahre und das sympathische Interesse, das er dem Schweizer Heer gezeigt hat, war nötig, damit die meisten Berufsmilitärs, vor allem die französischen, zu bemerken genötigt, daß diese Armee tatsächlich existiere, daß sie nicht nur ein einfaches Dekorationsstück sei, das man mit ihr die Unabhängigkeit und Neutralität eines Landes sichern könne, und zwar in einem Maße, das Kaiser Wilhelm sagte, er wünsche, er sei auf seinem rechten Flügel ebenso gesichert wie auf seinem linken durch die Schweizer Neutralität. Und das alles genügt nicht, die belgische Regierung, die sich immer über das Schweizer Volksehrgefühl lustig machte, wenn die Radikalen es als Beispiel anführten, nun endlich einsehen zu lernen, daß eben dieses lächerliche Volksehrgefühl und der Schutz, den es der Schweizer Neutralität gibt, genügt, um die Gefahr von dort abzuwenden und nach Belgien hinzuleiten, das nichts zu seiner Verteidigung getan und sich erst im vorigen Jahre zu den ersten Schritten entschlossen hat.

Aber während die großen Staaten das Beispiel der Schweiz hergaben, auf einem Gebiet um einen Erfolg zu kämpfen, dem sich die größten Interessen und Vorteile der Macht haben überlassen, zeigten die kleinen Staaten, die von dem eventuellen Schicksal eines großen Krieges entsetzt liegen, die unter denselben Verhältnissen stehen wie die Schweiz und ihre Neutralität gegen die gleichen Gefahren zu verteidigen haben, ein anderes Bild. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß doch das eine oder andere von einem Lande zu lernen sei, das bei größtmöglicher Einschränkung seiner Militäraufgaben der Organisation seiner Landesverteidigung das Maximum der Intensität gegeben hat. Die fortgesetzte Herabminderung der Dienstdauer während des vorigen Jahrhunderts mußte übrigens dazu anregen, die Militärverfassung eines Landes zu studieren, dem es gelungen ist, die Zahl seiner Soldaten auf 45 und 60 Tage herabzusetzen, nachdem es allerdings vom 6. bis 14. Jahre der Pflicht des Schulbuchs unterworfen und zu praktischen Schießübungen herangezogen worden waren, denen sie sich übrigens freudig und mit Eifer hingaben. Hierzu kommt eine zunächst als zwei, dann alle vier Jahre erfolgende Einberufung während der ziemlich langen Dauer der militärischen Kriegsmänner, die sie am Vergessen des Gelehten hindern und sie in Atem halten. Norwegen mit seinen sehr demokratischen Einrich-

tungen hat schon lange ein der Schweiz nachgebildetes militärisches System. Aber für Norwegen wird voraussichtlich nicht die Aufgabe bestehen, Krieg führen zu müssen. Schweden, das schon etwas exponierter ist, hat seine militärischen Einrichtungen in der Weise abgeändert, daß ebenso der Tradition, der nationalen Eigenartlichkeit wie dem Schweizer Beispiel Rechnung getragen wird. Portugal hat vor kurzem wenigstens für die Zukunft den Typus des Schweizer Milizheeres angenommen. Das mag kühl sein in einem Lande, das keinen der Vorzüge besitzt, die der Schweiz erlauben, auf Grund der verbesserten Erziehung der Jugend die Erziehung der Soldaten auf das äußerste einzuschränken. Portugal ist eines der Länder, das die meisten Nachteile hat. Wichtig ist, daß Spanien der einzige Gegner ist, der Portugal unmittelbar bedrohen könnte, und daß im Falle eines Krieges gegen den Eindringling es sich vor allen Dingen darum handelt, eine möglichst große Zahl von Bürgern zum Nationalkrieg aufzurufen. Auch die heldenhafte Verteidigung der Buren gegen die Engländer wird als Beispiel angezogen. Aber ihnen mangelte die Organisation, und es ist nicht zweifelhaft, daß diese trefflichen Schützen einen noch wirksameren Widerstand geleistet hätten, wenn sie eine Erziehung nach Schweizer Art besäßen. Die ersten Länder, die unter dem Einfluß des Schweizer Systems eine den Bedürfnissen eines monarchischen und neutralen Staates entsprechende möglichst gestützte Dienstzeit von sieben und acht Monaten eingeführt haben (wenigstens für den größten Teil ihrer Infanterie), sind Dänemark und Holland. Holland ging vor zwölf Jahren zu der Reform über, nachdem eine Militärmission nach der Schweiz entsandt worden war, deren treuester Bericht einen entsetzenden Eindruck auf die Annahme des von fast allen Generälen anfangs bekämpften und dann trotz aller Bedenken und Einzelheiten, im Prinzip aufrechterhaltenen und nicht mehr angefochtenen Systems ausgeübt hat. Man weiß auch, daß in England, wo die Konservativen plötzlich zu Vorlämpfern des Schweizer Referendums im Kampfe gegen Home Rule geworden sind, die Anhänger der allgemeinen Dienstpflicht im Interesse der Landesverteidigung ebenfalls sich von dem Schweizer Vorbild inspirieren lassen, das die wenigen Kasern und Stützungen im Erwerb und der Produktion des Einzelnen mit sich bringt.

Auch in Belgien steht die Frage schon lange auf der Tagesordnung. Radikale und Sozialisten haben mit der Abschaffung des künftigen Erbkamers und der Auflösung, sowie mit der Kürzung der Dienstzeit immer eine Anpassung an das Schweizer System gefordert, dessen Grundzüge ich auf dem Kongreß der Fortschrittspartei im Jahre 1889 zur Annahme brachte. Die Berufsmilitärs, die gemäßigten Liberalen und selbst die Radikalen, die damals ausgesprochene Antimilitaristen waren, haben sich weidlich lustig gemacht über diese „Schweizerlei“. Aber trotzdem ist die Dauer der Dienstzeit auf 15 Monate herabgesetzt worden, als die persönliche und allgemeine Dienstpflicht endlich eingeführt und das jährliche Kontingent mehr als verdoppelt wurde. Generalleutnant Dejarid, einer der Veteranen der Armee und einer der ausgezeichneten Generale, schlug vor, sich mit neun Monaten für die Infanterie und mit drei Monaten Einberufung in vier Perioden zu begnügen. Jetzt, wo alle jungen Leute, die Söhne der Reichen wie der Armen, Soldaten werden müssen, wird bald die Frage der Kürzung der Dienstzeit von neuem an uns herantreten. Der französische General Langlois, der Untersuchungen anstellte über einen möglichen Ueberfall auf die Festung Antwerpen und den Außen eines belgisch-holländischen Schutzbundes für Frankreich, rief Belgien direkt, eine Organisation analog dem Schweizer System einzuführen, das er an Ort und Stelle studiert hatte, und dessen hohen Nutzen für die Landesverteidigung er pries.

In Frankreich wurde die Milizfrage in diesem Jahre angeregt. Nun ist es nicht zweifelhaft, daß alles, was in Frankreich geschieht, die öffentliche Meinung aller Länder beschäftigt, und daß man allem, was von Paris kommt, so ja auch jedes Ding mit unvergleichlichem Ingenieurgenie behandelt wird, eine besondere Wichtigkeit beimißt. Es ist also möglich, daß die Erörterungen, die dieses Jahr anlässlich der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit stattfanden, und die Rede des Abgeordneten Faurès, sowie sein über diesen Gegenstand geschriebenes Buch die eventuelle und allmähliche Umwandlung der stehenden Heere viel mehr an die Oberfläche der Erörterungen bringen werden, als es die schon, durch den Patriotismus und die Weisheit der Schweiz erzielten Resultate vermocht haben. Uebrigens war es nicht so sehr das Beispiel der Schweiz, als die dringende Notwendigkeit der Entwicklung der französischen Armee, auf die Jaurès sich bezog. Die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit war von der französischen Nation mit Selbstverleugung gutgeheißen worden,

weil man ihr gesagt hatte, sie sei das einzige Mittel, um sich gegen einen plötzlichen Einfall zu schützen, der infolge der gewaltigen Vergrößerung der deutschen Seestreitkräfte zu fürchten sei. Aber es ist sicher, daß diese Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit nur provisorisch sein kann. Auf die Dauer wird sie der Produktion und den freien Berufen großen Schaden zufügen und sie wird sich vor der allgemein erwachenden Aufregung nicht halten können. Da die Bevölkerung Frankreichs nicht wächst, das hieraus herrührende Minderheitsverhältnis sich schärfer ausprägen wird und Frankreich eine gewisse Gleichheit in der Staatseinnahme mit Deutschland aufrecht erhalten muß, so wird Frankreich auch ein besseres Mittel ergreifen, um alle Bestände auszunutzen, die, wenn auch die Hoffschätzung nicht für den Kriegsfall darauf zu rechnen scheinen, dennoch bei besserer Ausnützung, besserer Organisation und besserem Instandhalten eine furchtbare Waffe am Tage der Gefahr darstellen würden.

Aber hierzu muß man, anstatt die Dienstzeit zu verlängern, im Gegenteil die Aktion auf Männerperioden verteilen und auf Uebungen während der Dauer der Militärvpflicht, wie dies in der Schweiz und in Bulgarien geschieht. Gerade auf Bulgarien läßt sich Jaurès, und das mit Recht. Es scheint, daß der Kern der ganzen Frage in dieser Verteilung der Dienstzeit und den mehrfachen Mandatverteilungen, die die Reservisten auf der Höhe halten, ebenso wie in der Auswahl guter Offiziere und Unteroffiziere der Reserve, an denen fast in allen Armeen Mangel herrscht. Wahrscheinlich wird man in den großen, dem Offizierat ausgesetzten Staaten noch lange nicht an die Einführung des Milizsystems nach Schweizer Muster denken, aber man wird überall für Sorge treffen müssen, hinter der aktiven Armee, der ausgeübten Armee, die Masse der Reserve zu organisieren, die nation armée, die flukuiert und eingebet sein muß, um sich im Falle eines Einbruchs in das Gebiet in Waffen erheben zu können und an diesem Tage die Hauptrolle der Verteidigung zu übernehmen.

In dieser Hinsicht ist das Beispiel Bulgariens, das im letzten Jahre so sehr in die Erscheinung trat, vielleicht noch typischer als das der Schweiz. Die balkanischen Nationen haben einen Typus der bewaffneten Nation, der sehr von dem der Schweiz verschieden ist. Sie besitzen einen Kern des stehenden Heeres mit kurzer Dienstpflicht, die aber (mit 20 und 32 Monaten praktischen Dienstes in Bulgarien) viel länger ist als in der Schweiz. Sie haben ferner Kadres, die aus dem Bestand von im Zivilleben stehenden, aber gründlich militärisch trainierten Referentoffizieren vervollständigt werden, und die auf diese Weise im Kriegsfall die gewöhnlichen Kadres verdrängen. Im letzten Feldzug hat man nicht ernsthaft den Wert des rumänischen und des griechischen Heeres würdigen können, da Rumänien gar keine, Griechenland aber nur wenig Gelegenheit zu schwierigen Kämpfen gehabt hat. Aber die Tüchtigkeit der serbischen Truppen trat in die Erscheinung und die der bulgarischen Soldaten hat überall Verwunderung erregt. Es ist schwer, sie an Ausdauer, Intelligenz und Heldeutut zu überbieten, und die „Nation in Waffen“ ist in Bulgarien noch vollkommener durchgeformt als in der Schweiz. Die Schweiz beruft nur die Hälfte ihrer Jugend ein, während die Bulgaren, bei einer Zivilbevölkerung von 3½ Millionen 600 000 Mann mobilisiert haben, die auf den Schlachtfeldern Thrakiens ihren hohen militärischen Wert bewiesen. Es ist vielleicht interessant, hinzuzufügen, daß der gegenwärtige Minister des Inneren, Genadiev, nachdem er als Freiwilliger bei Slivnitza und als einfacher Soldat bei Zule Burgas stritt, — er ist auch mit dem Generalissimus Sapow eng befreundet — seine Absicht angekündigt hat, die Kürzung der aktiven Dienstzeit auf ein Jahr vorzuschlagen. Es ist also wahrscheinlich, daß die Militärreform sich an das so glänzend bewährte bulgarische Vorbild halten werden. Die Reformen aber werden binnen kurzem bei dem Fortschreiten der demokratischen Bewegung und den immer drückender auf allen Völkern Europas lastenden Militäraufgaben unvermeidlich sein. Alle Regierungen beschäftigen in gutem Glauben, daß sie nicht daran denken, einen Krieg zu entfesseln oder sich mit Angriffsgelüsten zu tragen, und daß die unablässigen und stets wachsenden Rüstungen nur zur Verteidigung geschähen. Wäre es da nicht rationeller, daß man einsehen, in Erwartung der Abrüstung zu internationalen Verträgen schritt, um den rein defensiven und nationalen Charakter der furchtbaren militärischen Organisationen zu entwickeln, die an die Stelle der früheren Eroberungsheere mit langer Dienstdauer getreten sind, die aus Mannschaften, Offizieren und Soldaten gebildet waren, für die der Krieg häufig die einzige und immer die Hauptbeschäftigung war? Und ist dies nicht der Sinn, in dem sich seit einem halben Jahrhundert immer rascher die militärische Entwicklung vollzieht?

Der Silberstrabender des Dichters.

Von Marie Louise Maas (Berlin).

Der Dichter war angeheitert. So angeheitert, wie es die Pflicht eines Dichters ist, der am Silberstrabender den Schauspieler einer Novelle vertritt. Die Novelle ist vorliegende, und wir beginnen also: Als der Dichter die Wohnungstür aufschloß, war er nicht wenig erschrocken, seine Zimmer erhellte und eine statliche Gesellschaft versammelt zu sehen. „Wie kommen nur die fremden Menschen her? — die Tür war doch verschlossen“, dachte er entsetzt. Aber schon im selben Moment fiel es ihm ein: „Aha, Silberstrabender! Und ich bin doch Dichter! Wenn da nichts passieren sollte!“ „Gefallen Sie, daß ich Ihnen im Namen der versammelten Gesellschaft herzlich zum neuen Jahr gratuliere“, wandte sich ein schlanker bleicher Herr mit leicht ergrauten Haaren an den Dichter. „Sie kennen mich doch?“ „Nein — das heißt, Sie kommen mir sehr bekannt vor“, stammelte dieser etwas verwirrt. „Das will ich wohl meinen, verehrter Herr“, der Graubäuerliche lachte kurz und freudig sich mit der Hand heftig über die Waden, indem er den schlanken Mann fast rudertartig zurückwarf. Bei dieser charakteristischen Bewegung fiel es dem Dichter wie Schuppen von den Augen. Er streckte beide Hände aus: „Graf Hedberg, wie kommen Sie denn so plötzlich her?“ „Ich bin direkt aus Ihrem Roman gekommen, Meißter, so matt und nervös ich mich auch fühle. Leider ließen Sie mich ja den Abend vorher, den ich im dritten Kapitel gehabt habe, nie ganz beruhigen.“ „Nun erlaube dem Dichter auch die Anderen.“ „O, Herr Graf, Du mein Entzagen“, sagte er fast ergriffen, „da bist Du ja auch“, und er brühte einen reizenden, etwas verblüht aussehenden Wahn in die Hand. „Ich bin doch jetzt zu Weihnachten noch herausgekommen“, entwarfte er mit flackernder Stimme, „ach, Meißter, Sie verleben mich in einer fabelhaften Situation. Sie brauchen meine Lebensgeschichte nicht dem Publikum auf ein formales Bild ab, leider aber ließen Sie mich und den Leser im Ungewissen. Nun war ich schon durch drei Auflagen hindurch.“ „Ich bitte wohl, besonders Anspruch auf Ihre Interesse machen“, lachte er sehr höfentlich aussehende alte Dame und strich dem Dichter nicht ohne Grazie die feine, in schwarzem Füllband gefasste Hand entgegen. „Aber das ist ja ein ganzes Buch, das Sie dem Dichter verweigern“, sagte er, „da Sie den Schatz gehandelt haben“, fuhr die alte Dame fort, „Sie waren doch schon so ziemlich schlafen, nicht aus Scham über die vielen Verleumdungen herbei zu laufen; wie soll, daß Sie mich schließlich doch noch unter Gottes aufopfernder Pflege genesen ließen. Vielen Dank.“

„O, keine Lüge“, murmelte der Dichter. „Auch ich möchte Ihnen herzlich danken“, rief ein noch gut aussehender Herr, dessen strenger Haltung man mit Leichtigkeit den Militär anah, „ohne die unermessliche Erbschaft hätte ich kaum in Dienst bleiben können. Andererseits aber ist es doch sehr hart, daß ich auf jedes weitere Bild verzichten muß. Es traf mich allerdings sehr schwer, daß Maria dahinmußte, aber warum darf ich nicht einen neuen Versuch wagen?“ „Erlauben Sie mal“, sagte der Dichter, „wie können Sie an eine zweite Ehe denken! Sade ich nicht durch zwei Hände hindurch darauf hingewiesen, daß Sie in Ihrer schwerfälligen norddeutschen Art nie das Weis Ihrer Jugend vergessen konnten!“

„Verzeihung, Meißter, Sie haben das ja sehr feinsinnig ausgedrückt, wirklich wunderbar! Aber bedenken Sie: ich bin knapp vierzig Jahre und nun in den besten Verhältnissen und darf an nichts anderes denken als an mein totes Glück. So schreiben Sie doch? Ja, zu schreiben ist das nicht schwer, aber praktisch durchzuführen, Verehrter.“

„Gar nicht schwer ist es“, sagte der Dichter wütend, „für Sie jedenfalls nicht. Ich habe es sehr ausführlich psychologisch beleuchtet, daß Sie — eben Sie! — nicht anders handeln konnten, gar nicht konnten.“

„Und Sie, Meißter, haben schon die dritte Frau.“

„Was geht Sie das an?“ der Dichter richtete sich brüsk auf. „Haben Sie mich geschrieben oder ich Sie?“

„Allerdings“, flang es flüchtig zurück.

„Ich weiß gar nicht, warum ich mich mit Euresgleichen auf Erörterungen einlasse“, brummte der Dichter.

„Nur ein Wort“, rief leidenschaftlich ein schlanker Jüngling mit herrlichen dunklen Augen. „O, sagen Sie bitte: wird Elisabeth die Meine?“

„Nicht so heftig, mein Lieber“, meinte der Dichter ab, „entschieden Sie sich bitte auf die Worte, die Ihre ehemalige Braut auf Seite 114 zu Ihnen sagt, und Sie müssen sich selber sagen, daß keine Hoffnung ist.“

„Gar keine?“ schrie der Jüngling verzweifelt. „Aber ich bitte Sie, Meißter, ich liebe Sie an, Sie können ja alles noch gutmachen, der zweite Teil ist ja noch nicht vollendet.“

„Was geht das Sie an?“ erwiderte sich der Dichter, „Sie unfertiger junger Mann. Es ist doch psychologisch unmöglich, daß Elisabeth Sie noch liebt, woherberis Wut an Ihren Händen steht. Sie, mit Ihrer tollen Eifersucht!“

„Die Eifersucht wird begrimmet“, jammerte der Jüngling, „o Gott, so soll ich Elisabeth nie besitzen! Erbarmen, Meißter, lassen Sie mich gehen und werden Sie mir Elisabeths Setz zu.“

„Unmöglich“, erwiderte der Dichter kalt, „Gerade in Ihnen habe ich den typischen Fall des Eifersüchtigen aufgefischt, der sich durch seine ungeliebte Lebensart um sein Glück bringt.“

„O Gott“, jammerte der Jüngling, „so wird Elisabeth nie die Meine! Aber wie wird sie erzingen! Best?“

„Er sah sich wild um.“

„Auf einmal schrie er auf: „Sie selber wollen Sie besitzen.“

schrie er und stürzte auf den Dichter zu, „Sie! Sie! Aber ich dulde es nicht.“

Und im selben Moment gab er einen Revolver aus der Tasche und drückte ihn dem Dichter an die Schläfe.

„Wie konnte ich diesem Volkssort nur einen Revolver in die Hand geben!“ waren des Dichters letzte Gedanken.

Als der Dichter am nächsten Morgen sich den Kassenjamer abspülte, abgurgelte, abtrocknete, gedachte er kopfschüttelnd der Ereignisse des vergangenen Abends. „Ja“, meinte er nachdenklich, „habe ich das nur erlebt, oder ist das eine Novelle, die ich geschrieben habe.“

Josef Giampietro.

Berlin, 30. Dezember.

Man hatte ganz allgemein die Empfindung — niemand aber lebhafter als er selber! — daß es ein Leidwesen sei, daß Josef Giampietro der künstlerischen Bühne, der er zu nächst im „Deutschen Theater“ in Ludwigs- und „Deutschen Volkstheater“ in Wien, später im „Deutschen Schauspielhaus“ in Hamburg und am Berliner „Neuen Theater“ gedient, entzogen wurde, um zu der Ausstattungs- und Dekorations-„Metropoltheater“ überzugehen, ein Zeichenflüchtiger, wie man ihn nannte, der Kunst. Giampietro selbst pflegte aus keinerlei Hehl daraus zu machen, daß ihn die Höhe der Gage, die ein Künstlergehalt immerhin übersteigt, dazu verführt habe, verabschiedet aus, daß er zu gegebenen Zeit zur „Kunst“ zurückkehren würde. ... Der Tod hat es anders gewollt.

Wie aber, wenn schon das Leben die freundlichen Absichten an sich verwirklicht hätte? Des Lebens Verführungen sind doch zugleich des Lebens Fährten? Erst der Verführer fand sich selber ganz.

Gewiß, er war ein seltener Charakterdarsteller gewesen. Sein Micaud, umgibt, dieser tragische Micaud wird denen, die ihn gesehen, unvergänglich bleiben. Zudem Giampietro aber die Ausstattungsbühne betrat und diesen Zwang zu karikaturistischer Ueingegeben, zu frecher Verwundlungsfähigkeit an sich erfuhr, entdeckte er in sich das andere Komiker — aus dem Charakterdarsteller heraus — und auf diesem zu einer Notwendigkeit geordneten Wege sehr in ihn hinein allein — sah ich ihn allein, denn auch das alles fiel aus der geringen Vergangenheit zu.

Die älteren Komiker, so viele ich ihrer kennengelernt, spielten allesamt einen Familienzang aus: ein Gemisch von Schaulust und Dummheit, von Frechheit und Reiztheit stellten sie dar. Sie waren auch alle nur — das kommt hinzu — als Familienangehörige denkbar: betrogene oder betriegende Ehefrauen, verlebte Intels, geprellte Vermögender. Dem familienhörtigen Komiker trat in Josef Giampietro der Komiker als Soggetz entgegen, in jeder Beziehung. Aus dem nicht einen Kreise einer Charakterdarstellung heraus hatte sich Giampietro

das Dandym als seiner fürperslichen Eigenart entsprechend gleichsam zur Basis seiner Komik gestellt. Der Dandy ist Hagestolz, das verzieht sich von selber. In diesem Dandytum konnte — und das trat in Giampietros Spiel nicht ganz selten hervor — eine leise Erinnerung an die Liebesrollen der Frühzeit aufwachen. Von diesem Dandytum ergab sich der nahe Uebergang zum Klubmitglied, zum Sportsmann, zum Gardeleutnant von selbst. Dies Dandytum in einem durchaus ausgeprägten Körper — auf launen Gasse ruhte mit vorgestrecktem Kopf — hatte immer einen grotesk-bornehmen Anstrich.

Das war das Selbst und Wesentliche zugleich: Während der schärfere Beobachter der Friedrich Gasse etwa die Empfindung nicht los wurde, es spiegle sich da jemand zur Vornehmheit hinauf, empfand man bei Josef Giampietro: Er lieh sich zum Dandytum hinab. Es war irgend etwas von einer vornehmen Seele in ihm. Er litt unter der Ausstattungs- bühne. Ein Glück für uns, ein Glück für ihn selber, daß er litt. Die Empfindung, mißbraucht zu werden, steifte ihm den sehr hohen Kränzen.

Nur aus dem Willen heraus konnte er den verblüffenden jähen Uebergang aus der Komik in den Ernst im Laufe der Rolle, wie im Vortrag des (von ihm meist gesprochenen) Couplets finden, bei ihm ein Uebergang aus sehr hüftiger Komik in tiefen, beinahe tragischen Ernst. Damit schienen die Szenen des anderen Menschen, seine Gesichte preisgegeben, plötzlich und für einen Augenblick abzufallen: sich so veratend wurde er gleichsam schwebend, denn es war wirklich etwas von einer vornehmen Seele in ihm.

Seiner Bühnenkomik genügt Hilflichkeit er keine bürgerliche Erscheinung. Es war ein Gemisch, ihm an der Straße zu begegnen: die hohe, höchst magere Gestalt, nach der letzten Mode karikaturistisch gelehrt und die gleichsam mit Schenken auf Knochen gegessenen Gesichtszüge bewegungslos und starr, so schritt er einher, dieser seltene Rastant, stets in Begleitung eines sehr kleinen Hundchens. Aber Augen hatte zu sehen, mußte gewahrt werden, daß hier bewundernswürdige eigene Erscheinung die Linien unbarmherziger Stilifizierung aufwog. Seine Komik hatte ihren eigenen gewaltigsten Untergrund.

Wiederum: Sah man Giampietro auf der Bühne des Ausstattungstheaters, ließ man die doch keineswegs unvollständige Persönlichkeit auf sich einwirken, so konnte einen wohl die Empfindung befallen, daß hier mit großen und seltenen Gaben des Künstlers wie des Menschen eine ungeheure Verwundlung getrieben wurde. Aber nein, es gibt überhaupt keine Kunst ohne Verwundlung, Verwundlung ist das Wesen davon. Giampietro war nicht darum geringerer Künstler, weil er in dümmen Wollen stand, in seinem Bereich er hob er das Nützliche zu persönlich-künstlerischem Ausdruck. Und während der Dilettant immer nach den Sternen greift, fand Giampietro zwischen Charakter und Komik im Trifot den Weg vom Charakterdarsteller zum modernen Komiker.

Ernst Seifert.

Ärzte und Krankenkassen.

sch. Berlin, 31. Dezbr., 755 N. (Priv.-Tel.) Die mehr-
rätigen Verhandlungen zwischen Ärzten und Kranken-
kassen sind ergebnislos geblieben, infolge der Weigerung der
Krankenkassen, die von auswärts zugezogenen Ärzten ihrer Tätig-
keit zu entbinden. Damit ist der Streik ausgetreten.
München, 31. Dezbr. Das Ministerium des Innern erließ
eine Bekanntmachung über die Geltung des Berliner
Einigungsabkommens zwischen den Ärzten und
den Krankenkassen für Bayern.

Von der Balkanhalbinsel.

Wechsel im türkischen Kriegsministerium?

Z. Konstantinopel, 31. Dezbr., 325 N. (Priv.-Tel.) Ein
Wechsel im Kriegsministerium wird für bevor-
stehend gehalten. Die Tatsache, daß Jazet Pascha seit
zwei Tagen dem Ministerium fernbleibt, scheint ein früherer
Minister. Jazet gilt gewissermaßen als Teilhaber des
Offizierskorps gegenüber als zu nachlässig. Dazu zählt, daß
gewisse Beziehungen gegen die deutsche Militär-
mission sich erheben, deren Bewegung gerade von Jazet
Pascha dem Ueberbeter dieser Mission mit aller Energie erwidert
wurde. Jazet ist für den Posten eines Generalinspektors
der Armee auserkoren. Als mutmaßlicher Nachfolger werden
der Bauteilminister Oberst Djezai und General Bey ge-
nannt.

Eine Unterredung mit dem armenischen Patriarchen.

Z. Konstantinopel, 31. Dezbr., 145 N. (Priv.-Tel.) Der
armenische Patriarch, der sich heute in seiner Resi-
denz empfing, drückte die zuversichtliche Erwartung aus, daß
das deutsch-russische Zusammengehen in der
armenischen Reformfrage gute Früchte tragen
werde. Die armenische Nation begreift mit voller Sympathie
das warme Interesse, das Deutschland dieser Angelegenheit
seit einiger Zeit entgegenbringt. Für die wirtschaftliche Er-
schließung und die kulturelle Hebung Kleinasiens sei es von
höchster Wichtigkeit, daß das nach vielen Richtungen aus-
schlaggebende armenische Element wenigstens teilweise seine
Berechtigung und lange vernachlässigten Existenzbedingungen
gesehen habe. Deutschland dürfe in seiner Aktion auf die
stete Unterstützung der Armenier rechnen. Die Reformen in
Ostanatolien würden mindestens ebenso den Muslimen wie
den Armeniern zugute kommen.

Der Patriarch, der erst kürzlich zur Würde des summus
episcopus berufen wurde, hatte auf der Reise von Cle-
medien die armenischen Provinzen besucht. Der Patriarch
hält die dortigen Zustände für trübselig, traurig und völlig
unhaltbar, falls das Reformwerk nicht mit durchgreifendem
Erfolg eingeführt und nur ein toller Wuch-
staben bleiben sollte.

Die serbische Ministerkrise.

L. Belgrad, 31. Dezbr., 4 N. (Priv.-Tel.) In einer Un-
terredung erklärte der Ministerpräsident Paschich seinem
Korrespondenten, daß die Regierung sich zur Demission
veranlaßt gesehen habe, weil bei der Opposition der gesam-
ten Opposition die parlamentarische Tätigkeit trotz der Majori-
tät, die die Regierung in der Stupschina besitzt, lahmgelegt
wäre. Sollte die Opposition bei ihrem Oppositionsbeschlusse
bestehen, so könnte die gegenwärtige Regierung nur dann auch
weiter im Amt bleiben, wenn sie von der Krone die Er-
mächtigung zur unversöhnlichen Beseitigung von Knecht
erhält. Demnach liege die Entscheidung über die Kräfte ge-
genwärtig in der Hand des Königs.

Belgrad, 31. Dezbr. (R. B.) Nach schriftlicher Ueber-
reichung der Demission brief der König den Präsidenten
der Stupschina, Nikolic, um sich beschließen zu lassen.
Uebereinstimmend mit dem Könige stellte sich die al-
teradikale Regierungspartei auf den Standpunkt,
daß im Falle des Verfalls der oppositionellen Parteien bei
der Opposition das gegenwärtige Kabinett Paschich unver-
züglich die Stupschina auflösen und Neuwahlen
durchführen müsse. Die Ultraliberalen würden jeden Kompro-
missvorschlag über die Bildung eines Koalitionskabinetts ab-
lehnen, da sie tatsächlich über die Majorität in der Stupschina
verfügen.

Albanien und die Inselfrage.

M. Rom, 31. Dezbr., 735 N. (Priv.-Tel.) Die Abend-
blätter kommentieren die Note der „Agence d'Albanien“, die
bekanntlich droht, Griechenland werde den Termin zur Klä-
rung der albanischen Grenzfrage nicht einhalten, wenn nicht
die Inselfrage bis dahin gelöst werde, einmütig dahin,
daß sie einen gegen den Sinn der Londoner Konferenz-
beschlüsse verstoßenden Verschleppungsversuch des
albanischen Kabinetts darstelle, dem der Dreierbund sein Be-
stehen auf dem Standpunkt entgegenzusetzen werde, nach dem
die beiden Fragen nicht verknüpft werden dürften.

Z. Konstantinopel, 31. Dezbr., 745 N. (Priv.-Tel.) Die
hiesigen Zeitungen melden, der russische Minister des Aus-
wärtigen Sazonow werde auf der Durchreise von Riga
nach Libava morgen hier eintreffen, um dann mit einem
russischen Dampfer weiterzureisen. Der russische Botschafter
berichtet, daß diese Meldungen unbegründet sind.
Konstantinopel, 31. Dezbr. Einer Witterungs-
meldung wurde dem türkischen Staatschef aus der Ver-
waltung der öffentlichen Staatsgüter 80000 Pfund ausbe-
rechnet und von einer Bank ein Vorschlag von 150000 Pfund
gemacht. Der Staatschef wird noch heute den Beamten das
Wort abgeben.

Kleines Zenitikon.

— [Ein bespektierlicher Vergleich?] Ein Mitarbeiter
erzählt uns eine alte Anekdote von Friedrich dem
Großen in neuer silberner Formung: „Friedrich, dem Leib-
futcher Friedrichs des Großen, der den galligen König
viele Jahre durch das Leben geführt hatte, ohne sich aus-
mer einmal von ihm getrennt zu haben, überfuhr, sei es
nun, daß er seine gut bemessene Geduldigkeit im Schlaf zu-
schlief auf die eine Hofseite geworfen sei, sei es, daß er ein Schlag-
loch im Weg nicht gesehen habe, in einer mörderischen Meinet
das Mischgeschick, die königliche Majestät in den Graben zu
werfen. Friedrich, wieviel unversetzt, sprang, seiner Wut
nicht achtend, mit erhobenem Arm auf den Kutscher zu,
der über seinen sechs Kappen, deren Planken wie Spinnweb
stifferten, den Wagen samt seinem hohen Inoffizier vergessen
hatte. „Wie kam er“, rief er in fassungslosem Zorn, „ich
unterstehen, seinen König umzuwerfen?“ „Wund, der sich
gerade abzuheben, das Leutpferd, das sich im Geiränge ver-
fangen hatte und mit seiner fächerigen Umgebend die unbe-
helligten fünf Scheu zu machen drohte, unter fortwährendem
Zuspruch durch einen glücklichen Griff zu befreien, gab, obwohl
der Stolz im nächsten Augenblick auf seinen dem König schlag-
gerecht präsentierten Hintern herabzufallen mußte, keine An-
wort. Friedrich, fähig gemacht, hielt mit dem Schlag inne
und fragte, nun schon wieder einem König ähnlicher als einem
georneten Korporal, wenn auch immer noch nicht Friedrich:
„Welche ist ihm bald, mir Rede zu stehen?“ Da es dem
Kutscher lustig gelungen war, das Leutpferd zu entführen, so
daß er es nun, obgleich es noch immer tänzelte, sich selber
überlassen konnte, richtete er sich halbsitzend auf, machte noch
der Vorchrift kehrt und antwortete auf die Frage des Königs
mit der Frage: „Haben Ew. Majestät niemals eine
Batterie verloren?“, und als der noch schwankte, ob
er diesen Vergleich hinter seinen Hintern herheben oder ihn zu
sich heranziehen sollte, fuhr er, ohne des Königs Antwort ab-
zuwarten, fort: „Nun, dann werden Ew. Majestät wissen, daß
man nach einer verlorenen Batterie kühnere als ein Hun-
dchen, als irgendwem, und fragte auch der da droben, Rede zu
stehen.“ — Friedrich ließ den Stolz, der noch immer schlag-
föhren in der Luft glitzerte, sinken, winkle nun dem zweiten
Wagen Diener herbei, gab Befehl, seine Kutsche wieder aufzu-
richten, und ließ, ohne weiterhin ein Wort über das Malheur
Friedrichs zu verlieren, ein „Wohel man nicht außer acht zu las-
sen hat, daß kein Leutpferd bei den damaligen Bogen schon
eher ein Wagenhüter, sei einem Schlagführer zu vergleichen,
als unsere Schlaghüter, die, obwohl ihre Gefährte ein Kind
auf den konstanten Straßen führen kann, noch immer das
Unerwartete nicht verurteil haben sollten.“

Sans Grand.

Paris, 31. Dezbr. Die Agence Havas meldet aus Be-
tersburg: Der bulgarisch-serbische Schieds-
gerichtsvertrag ist geschlossen worden.
München, 31. Dezbr. Der Minister des Innern unterbreitete
der Kammer einen Gesetzentwurf über die Schaffung eines
Ministeriums der Post, Telegraphen, Eisen-
bahnen und Verkehrswege.

Mexiko.

Re New York, 31. Dezbr., 450 N. (Priv.-Tel.) Revo-
lutionäre Sprengung auf der Interocéan Bahn, 170
Meilen südlich von der Stadt Mexiko, einen Zug mit
Truppen in die Luft und schnitten die Telegraphenver-
bindung ab. Einzelheiten sind unbekannt.
Die mexikanische Polizei entdeckte ein neues Komplott
gegen Huerta, das bei dem Neujahrsempfang des Präsi-
denten zur Ausführung gebracht werden sollte.
Die mexikanischen Blätter legen dem Besuch Linds beim
Präsidenten Wilson wenig Gewicht bei.

Delegiertentag der jüdischen Lehrervereine.

S. Breslau, 30. Dezbr. Vom 28. bis 30. Dezember fand
hier der Delegiertentag des „Verbands jüdischer Lehrer im
Deutschen Reich“ statt. Den Hauptgegenstand der aus
allen deutschen Bundesstaaten bejagten und von der städti-
schen Schulbehörde und zahlreichen jüdischen Verbänden be-
schickten Tagung bildete das Thema: „Die rechtliche
Stellung des jüdischen Religionslehrers.“
Um das Thema möglichst erschöpfend zu behandeln, waren
Referenten aus Preußen, Bayern, Baden, Württemberg,
Sachsen und Elsaß-Lothringen bestellt; denn die Rechtsver-
hältnisse des jüdischen Religionsunterrichts und des jüdischen
Religionslehrers in den einzelnen Ländern Deutschlands
bieten, wie die Jubelungsgebung in diesen Staaten und wie
das deutsche Unterrichtsministerium, das ja Sache der Einzelstaaten
ist, ein recht buntes Bild.

In der Rechtssache des jüdischen Religionsunterrichts
ist nach deutlich eine Mainlinie erkennbar. Nördlich des
Mains steht es entweder überhaupt, mit einigen aus der na-
poleonischen Zeit herrührenden Ausnahmen, an einer gesetz-
lichen Verpflichtung zum Besuch des jüdischen Religions-
unterrichts, oder bewertet die Praxis den jüdischen Religions-
unterricht geringer als den christlichen. In den süddeutschen
Staaten dagegen ist der jüdische Religionsunterricht dem
christlichen in Grund und Grund gleichgestellt, es sei
denn, daß noch da und dort bezüglich des staatlichen Auf-
trages für den Religionsunterricht, des über das volksschul-
pflichtige Alter hinausgehenden Besuchs des Religionsunter-
richts an höheren Schulen und der Beaufichtigung und Prü-
fung des Religionsunterrichts Verschiedenheiten zu Ungunsten
der funktionellen Minderheit bestehen.

Ganz anders ist die rechtliche Stellung des jüdischen Re-
ligionslehrers in Deutschland. Hier herrschen hinsichtlich
der Ausbildung, Anstellung, Beförderung, Alters- und Alters-
versorgung durchweg recht betrübliche Zustände. Das gilt
nicht nur für die an Simulation- oder jüdischen Volksschulen an-
gestellten jüdischen Volksschullehrer, die, weil neben den welt-
lichen Unterrichtsfächern der Religionsunterricht in ihr Be-
fugnisgebiet fällt, auch als Religionslehrer in weiterer Sinne
angesehen werden können, sondern für die von den jüdi-
schen Kultusgemeinden angestellten und besoldeten Religions-
lehrer im engeren Sinne. Diese Misere trifft, mit Ausnahme
Breslauer, auch für die Städte, in welchen
für die jüdische Religionsgemeinschaft staatliche Organisati-
onen vorhanden sind, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß in
den und jenen dieser wurden Punkte einzelne, allerdings sehr
bedauerliche Verbesserungsversuche vorliegen. Wenn aber der
jüdische Religionslehrer, so führte der Verbandsvorsitzende
unter der Zustimmung der Versammlung aus, der Hebung
der Selbstachtung seiner Glaubensbrüder und deren besserer
Bildung in den Augen der christlichen Mittelwelt mit Erfolg
schaffen soll — und das wird nötig sein, wenn der Eman-
zipation der Juden auch die Emanzipation des Juden tums
folgen soll — dann muß er nicht nur ein tüchtig gekulter
Lehrer, sondern auch ein freier, aufrechter Mann sein, muß
er sich werden aus der Enge seiner rechtlichen, wirtschaftlichen
und sozialen Lage, die die jüdischen Religionslehrer nicht
nur als einen Mangel ihres Standes, sondern weit mehr noch
als einen Mangel der deutschen Judenheit empfinden.

Es gelangte einstimmig folgende Resolution zur Annahme:
Der Verbandstag fordert im Interesse des Staates, des
Judentums und der jüdischen Religionslehrer: 1. die recht-
liche Gleichstellung des jüdischen Religionsunterrichts mit dem
der christlichen Bekennnisse; 2. die Gleichstellung des jüdi-
schen Religionslehrers nach Bildung und Rechten mit den
Volksschullehrern ihrer Ortskommune. Der Verbandstag be-
auftragt den Geschäftsausschuß, geeignete Maßnahmen zur
Erreichung dieses Zieles zu ergreifen.

Schnee und Hochwasser.

Berlin, 31. Dezbr. Nach kurzer Pause setzte wieder starker
Schnee ein.
Greifswald, 31. Dezbr. Seit heute Nacht 8 Uhr fällt
das Wasser in ganz Vorpommern. Der Seehafen am Haken-
nach erreicht den Sturmflut von 1872. Der Schaden
ist sehr betrüblich. In den Häfen Wang, Zingst, Hiddensee
und Sellin sind die Seebänke stark beschädigt worden. Die
Hafenbecken in Sellin wurde weggespült. Die
Promenaden und Dünen von der ganzen Küste sind weg-
gewaschen. Besonders arg sieht es in Sakow aus. Auf
der Hiddensee sind große Abstrichungen erfolgt. Bei Rerow
und Kröslin sind die Dämme fast zerstört worden. Der

— [Der unbekannte Friedensstifter.] Aus Gießen
wird uns folgendes Geschichtchen erzählt: Zu einem wohl-
habenden, sogar in dem sogenannten Millionenverdienst auf der
Südbahn wohnenden Rentner kam dieser Tage der Verwalter
der hiesigen Gemeinde, zu der jener gehört, um einen
kleinen Beitrag bei ihm einzufordern. „Sei es nun, daß der
Herr Rentner, ein alterer Junggeselle, von der Friedensstim-
mung des Weihnachtsmonats noch nicht genügend ergriffen
war, sei es, daß eine gewisse Sentimentalität, wie sie einige
Rentnertinder um diese Zeit zu befallen pflegt, in nervöse
Geizigkeit umgeschlagen war — genug, wegen einer Bagatelle
kam es zu einem Streit zwischen dem Herrn Rentner und dem
Herrn Verwalter. Ein Wort gab das andere. So gar die für
Mittel- und Norddeutschland neu entdeckte Bezeichnung
„Wade“ soll gefallen sein. Schließlich wurde der Hausver-
walter sehr unzufrieden zur Tür hinausgewiesen. Der Schwer-
beladene eilte spornstreichs zum Sübgericht. Ein Termin
wurde angesetzt. Der belagerte Rentner erschien nicht. Die
Weibsbildungsfrage ging weiter aus Amtsgeschäften. Und im
Januar kommenden Jahres wäre Gießen um eine „sentimen-
telle“ Schöffenverhandlung reicher gewesen. Zum
Glück lebt aber in Gießen ein Fabrikant, der in einer „Gegen-
fährde“ allerlei Verlegungen- und Verwicklungen-Tränke zu-
sammenbraut und deshalb einfach der „Chemiker“ genannt
wird. Dieser beistellte durch einen Schreibfänger den größten
Beizverwalter in das geheime Kabinett seines Privat-
faktors... „Der Belagerte trägt die Kosten des Sübter-
mines und des Amtsgeldes, verpflichtet sich außerdem, eine
Wage in der und der Höhe an die Stadtkasse zu zahlen.“
„Mein Gießen, was willst du noch mehr?“ Spornstreichs eilte
der Kläger zum Amtsgeschäft. Schmutzgebild neben dem
schon weichenhaft getrunnen getrunnen Getränken von der
Zurücknahme der Klage Kenntnis. Der Friede war ge-
rettet. Die Weihnachtsfeierlichkeiten konnten diesmal ganz
gladentz erziehen... Aber man kommt das die Ende:
Der Fabrikant hatte dem verlassenen Rentner gar fei-
nen Auftrag Frieden zu stiften. Der Belagerte weigert
sich, sowohl die Kosten als auch nur einen Pfennig an die
Kasse zu zahlen. Und die Folgen der friedensvermittelnden
Tätigkeit des Fabrikanten? Erstens: Die Klage gegen den
Rentner wird von neuem erhoben. Zweitens: Der Rentner
verliert den Fabrikanten, weil er seine Nase in Dinge steckt,
die ihn nichts angehen. Drittens: Der Verwalter verliert
den Fabrikanten wegen Vorbeilegung falscher Tatsachen. Also
statt der einen verheißenen werden folgenden Klage drei
neue Klagen! — Der Friedensengel verhielt trauernd das
Saupt...

— [Das moderne Neigte.] Man sagt wohl: um beu-
tellen zu können, ob eine Frau schön sei, müsse man sie früh
morgens im Hauskleid überfallen. Aber solche Behauptung ist
nicht mehr stichhaltig. Sind doch die jungen Damen und die
Damen, die jung sein möchten, in keinem modernen Anzug häß-
licher als in ihrer Morgenkleidung, seitdem die Mode dabei alle

Eisenbahnerleber ist fast lahmgelegt. Die Kleinbahnen haben
ihren Betrieb eingestellt.
Straßburg, 31. Dezbr. (Ankündigung) Der Bahnbetrie-
ber durch die Sturmssturm an vielen Stellen unterbrochen
und durchbrochen ist. Auch zwei Pfeiler der Alzbrücke zwi-
schen Bruchthal und Weisberg sind durchgerissen und drei
eiserne Unterbauten eingestürzt. Wenn der Verkehr wieder
möglich sein wird, ist doch nicht abzusehen.

sch. Berlin, 31. Dezbr., 8 N. Die Strandbörse ist
ang mitgenommen. Biersch sind die Dänen durchbrochen. Bei
Kunsthagen werden Schiffstrimmer eingeschleppt. Der
Jahresbericht, der den höchsten Stand seit 1852 aufweist, be-
droht den Seehafen. Überall herrscht eine verzweifelte
Stimmung.

M. Lübeck, 31. Dezbr., 550 N. Ungemein heftige Schne-
stürme haben fast alle Eisenbahnlinien unterbrochen, jedoch große
Zugverspätungen eingetreten sind. Die Stettiner
Strecke ist seit gestern Abend gesperrt.

M. Bingen, 31. Dezbr. Im Schneesturm umgelom-
men ist der Dampfer „Laron“ von Hottenbach. Er hatte am
Sonntag einen Gang nach Schwanen unternehmen und war
in zwei Meter hohen Schnee gekommen, in dem er erstickte
ist. Erst heute hat man seine Leiche gefunden.

W. Petersburg, 31. Dezbr., 550 N. Heute lief mit Hilfe
eines Schweißers der letzte Dampfer aus dem hiesigen Hafen.
Die Schifffahrt ist geschlossen.

W. B. 31. Dezbr. Infolge von Schneesturmungen ist eine
starke Verkehrshinderung eingetreten. Die Züge treffen
mit vielfältiger Verspätung ein. Die Berliner Post ist
in zwei Tagen ausgeblieben. 1500 Soldaten sind mit der
Freilegung des Eisenbahngeländes beschäftigt.

Drahtmeldungen.

Handdruck, telegraphische oder telefonische Mitteilung ist nur mit deutlicher
Quellenangabe „Berl. B.“ gestattet.

Privat-Berechnungen der Frankfurter Zeitung.

Wien, 31. Dezbr., 430 N. Die neuerlichen deutsch-
tisch-garischen Ausgleichsverhandlungen werden
am 15. Januar beginnen.

Wien, 31. Dezbr., 8 N. Die Regierung brachte heute im
Abgeordnetenhaus die Sozialreformvorlage ein. In dem
Gesetzentwurf sind 94 neue Bahnhöfen mit einer Gesamtlänge
von rund 2100 Kilometer und einem Anlagekapital von rund
437 Millionen Kronen enthalten. Die Gesamtsumme der Staats-
beiträge würde etwa 287 Millionen Kronen betragen.

Der neuernannte Gesandte in Mexiko, von Rania, hat
sich gestern auf seinen Posten begeben.

Wolfs telegraphisches Korrespondenz-Bureau.
Sachsen, 31. Dezbr. Die Staatsanwaltschaft hat
gestern Abend an dem hiesigen Orie am Kanalbasin
Schiffverbrechen angehängt. Sie läßt auf Grund ein-
gehender Erhebungen als ihre Ansicht mitteilen, daß es be-
nahe absolut sicher sei, daß die fraglichen Schiffe
von dem jenseitigen Holzlager aus gefahren sind
und unter feinen Umständen von dem hiesigen Handel
des Waffens her gekommen sein können. Ein Anschlag auf den
Kaisershofposten sei unter feinen Umständen an-
zunehmen. Trotzdem die Behörde und ihre Vollzugsorgane
in jeder Beziehung ihre Schulpflicht tun und trotz der ausge-
setzten Belohnung die Ermittlung des Täters bis zur
Stunde noch nicht erfolgt.

Wien, 31. Dezbr. Nach dem statistischen Handels-
ausweis über den Außenhandel des österreichisch-unga-
rischen Zoll-Gebietes betrug im November die
Einfuhr 298,2, die Ausfuhr 268,0 Millionen Kronen, demnach
1,2 Millionen mehr bzw. 6,4 Millionen weniger als
im Vorjahre. Während der Monate Januar bis November
betrug die Einfuhr 3067,7 Millionen, die Ausfuhr 2537,8 Mil-
lionen Kronen, demnach 179,9 Millionen Kronen weniger
bzw. 63,5 Millionen Kronen mehr als im Vorjahre. Das
Bilanzium der Handelsbilanz in den Monaten Januar bis
November betrug demnach 539,1 Millionen gegen 773,4 Mil-
lionen Kronen im Vorjahre.

Budapest, 31. Dezbr. In der hiesigen Waggon-
fabrik, die 5000 Arbeiter ausgerechnet hatte, wird am Mon-
tag die Arbeit wieder aufgenommen.

Peking, 31. Dezbr. Der deutsch-sinische Ver-
trag über den Bau zweier neuer Eisenbahnlinien in Nord-
china ist unterzeichnet worden.

Kalutta, 31. Dezbr. (R. G.) Der siebenste Kongreß der
Mohammedaner wurde in Kalkutta eröffnet. Der
vortragende Mohammedaner aus ganz Indien, unter ihnen
auch der Pan von Kalkutta, waren erschienen. Es herrschte
große Begeisterung. Die Redner kritisierten, trotzdem sie ihre
große Lokalität betonten, die Stellung der Londoner
Regierung im Balkankrieg, die gegen die Mohammedaner
gerichtet gewesen sei. Sie stimmten den Hindus in der
Frage der Behandlung der Juden in Transvaal zu.
Die Reden beendeten, daß der jüngere, energiegelbere Führer die
Oberhand in der Liga gewonnen habe.

Rio de Janeiro, 31. Dezbr. Rui Barbosa hat nach
einer langen Erkrankung seine Kandidatur für die Präsidentschaft
der Republik zurückgezogen.

A. Rastatt, 31. Dezbr., 735 N. Der Württembergische Fuhrmann
aus Rastatt, der am Weihnachtsabend den Fuhrer Knoch
im Kaufinger Balde erschoss, wurde von einem Gendarmen
im Balde bei Zehnhäusern angehalten. Fuhrmann schloß auf
den Gendarmen, der schrie. Er ein zweiter Gendarm hinzutrat,
war der Württemberg in der bogen Wadung verschwunden. Der
Gendarm tritt nur einen Schrei aus.

Rugby, 31. Dezbr. Unterhalb Nordbergh ist heute
Nacht ein Leutpferd getrennt. Drei Inoffizien, die
Leuten Rühl und Großmache sowie der Leutenaspirant
Zehde sind ertrunken.

Konstantinopel, 31. Dezbr. Auf einem Felsen bei
Djunick an der Rikanonklüfte ist ein griechischer
Dampfer gesunken. Die Besatzung soll verloren sein.

Ihre Rünke der Koketterie, zierlicher Eleganz und gräßlicher Un-
genierlichkeit spielen läßt. Welche Seite unschmeichlich in natür-
lichem Faltenwurf einen ungemessenen, durch Sport geschmeidig
erhaltenen Körper, hüftige weiche Spitzen riefen, ließ Farben,
die so apart, nur auf das Kleidbare berechnet sein dürfen, wie
beim Straßenanzug und auch selten nur bei der Soiree-
Toilette. Und die niedlichen Säubchen, die am frühen Morgen
den Schmelz bedecken, bis das kühnvolle Modestück für
baut wird, sind die nicht das Kleidbare am Kleidbare. Für
solche hüftige bequeme Morgenkleidung am Kleidbare. Und
im Doubot gibt es keinen Wandel der Jahreszeiten. Umgeben
man doch in den gleichmäßig durchdrachten neuen Wohnungen
die frische des Winteres nicht. Die dünnen Seitenstoffe,
Gewebe, bräunlicher Seidenstoffe, Seidenstoffe und weicher
gefeimter Stoffe sind gerade recht, daraus die losen modischen
Morgenkleider entstehen zu lassen, die Hals und Arme ent-
blößen und nur durch Schleierstoffe eine Zälfengrenze abzu-
stecken. In ihrer ganzen Toilette Art entsprechen die Kleider als
einen der Tracht des Rokoko. Hier eine Hüfte, dort ein
Schleier, hüftige Volants und winzig schmale Girlanden von
Bänderchen und um kleine Auschnitte. Zu allem noch der
weiche weiche Schmuck, leicht balle Farben hat abgrenzend,
oder dunkle raubhaarige Schleierstoffe, seine geschnittenen
umgebend. Dem Geist des Rokoko entsprechend, scheinen die
modernen Schönen (eine leichte Magdane vornehm) ihre in-
time Schlafzimmer-Toilette wieder für den Empfang von Be-
suchen zu berechnen, so reich sind die Hüften (die kurzen Klei-
dchen), die Matinee- und Spitzenhüften ausschneidet. Die
Matinee gehören zu hüftigen knallenden Kleider, die
leichter Seite mit hüftigen Hüftvolants, die sich vorn über
ausgerundeten Schmelz strecken und die tief ausgeschnittenen
gleichfarbigen Damaststoffe mit hüftigen Schmelzen um den
hüftigen unspannten Schmelz strecken. Zweifelt man da noch
an der Kleidbarkeit, an den verändernden Eigenschaften der
Morgenkleidung? Doch wir leben im Zeitalter der Suffragettes.
Der Anblick von Hymas, getrunnen Kopien der Herren-
Schlaf- und Morgenanzüge, reicht uns aus der Rokoko-Schmuck-
erei. Das strengliche Weibchen und die lose bis zum Hals
geschlossene Röde mit langen Ärmeln wollen sich neben der
politischen Eleganz als ernstes und praktisches Hausgewand
für Damen geltend machen. Gelte die hüftige Gewebe von neu-
tralen Farben oder matte Rosette empfangen als einzigen
Schmuck lebende Verzierungen am Schmelz der Röde und hüfti-
gen abhebbenden Verzierungen und Manfalten, ganz wie bei den
Hymas der Herren. Schon bemängeln sich auch weniger
politisch frauenrechtlich gekleidete Damen dieser Tracht und
führen ihre Hofenrolle in weniger reizvoller Weise aus. In ihrer
unmutigeren weiblicheren Art wählen sie die neuen Hymas
belle weibliche Stoffe oder gar Schleiergewebe und lassen sie
mit Seidenfäden ausstatten, mozu, statt der uniformen
Brandebourgs, Hüftvolants den Halsanschnitt umspielen. Die
niedlichen Morgenkleider werden dabei nicht ausgelassen, denn
nur die hüftige Hüfte verdrängt sich mit dem männlichen
Charakter der hypermodernen weiblichen Morgenkleidung. C. V.

Frankfurter Handelsblatt.

Wiedergabe der mit * bezeichneten Artikel und der Privat-Depeschen
ist unter Wahrung der geschützten Rechte vorbehalten. Nur mit deutscher
Quellenangabe „Berl. B.“ gestattet.

*** Finanzielles aus Wien.** Aus Wien, 30. Dezbr.
Berichtet unser W-Korrespondent: „Die schwere Depression
ist bis zum Jahresabschluss der österreichischen
Volkswirtschaft nicht gewichen. Kaum auf einem
Gebiete zeigt sich eine deutliche Besserung. Die Eisen-
industrie ist nach wie vor ganz unzureichend beschäftigt und
der Auftragsbestand bleibt geringfügig. Die Bautätigkeit stockt,
da auch die Ermäßigung der Bankrate um ½ pCt., die vor
Monatsfrist vorgenommen wurde, wohl eine kleine Besse-
rung der Kurse der Anlagewerte hervorgerufen hat, aber die
Absatzfähigkeit der Plandbriefe und das Angebot von Hypo-
thekarkredit nicht gesteigert hat. Trotz großen andauern-
den Mangels an Kleinwohnungen ist keine Aussicht, daß die
letzte Bausaison wesentlich lebhafter werden wird als die
letzte und damit bleiben die Aussichten für die Ziegel-
und Zementindustrie, die ihre Betriebe nur etwa zur Hälfte aus-
nützen können, nicht minder für die Eisenindustrie, deren
Absatz gleichfalls auf etwa die Hälfte zurückgegangen ist,
auch für das nächste Jahr sehr ungünstig. Etwas Belebung
könnte von der öffentlichen Bautätigkeit kommen,
wenn das neue Jahr mit weiter verbilligten Bankdis-
kont und damit fortschreitender Herabsetzung der Kredi-
tinzinsen der Geldinstitute den Gemeinden die Möglichkeit
geben würde, die zurückgestellten Investitionen aufzuneh-
men. Aber die Hoffnungen dürfen auch in dieser Hinsicht
angesichts des großen Geldbedarfes der beiden Staatsverwal-
tungen zur Liquidierung der Rüstungsausgaben des vergange-
nen Jahres und zur Deckung des neuen großen Rüstungs-
programms nicht sehr hoch gespannt werden, zumal die
erste Aufgabe vieler Stadtverwaltungen in Oesterreich und
Ungarn, die Konsolidierung der vielen und großen schwe-
benden Kredite sein wird, woran sich erst in zweiter Linie
die Geldbeschaffung für die neuen Investitionen schließen
kann. Ebenso ungünstig ist die Lage in den meisten Kon-
sumindustrienzweigen, bei denen die Absatzstockung unver-
mindert anhält. Nur in einzelnen feinen und Modestücken
der Textilindustrie zeigt sich seit einigen Wochen eine
Belebung des Absatzes. Der Verbrauch an Massenartikeln
liegt nach wie vor darnieder, ein Beweis, wie sehr die große
Arbeitslosigkeit und die Teuerung die Konsumfähigkeit der
Massen vermindert hat. Die Arbeitslosen-Statistik
steht in Oesterreich nicht auf der Höhe der deut-
schen, immerhin gibt sie ein Bild der Lage. Von 918 Ver-
mittlungstellen — auch landwirtschaftlichen — liegen für
den Oktober Ausweise vor. Sie hatten 94391 Angebote und
134518 Gesuche, aber nur 59326 Vermittlungen. Gegen
den Vormonat hat die Zahl der Angebote um 16249 abge-
nommen, die der Gesuche um 2154 zugenommen, die der
Vermittlungen um 6171 abgenommen. Das Verhältnis der
Angebote zu den Gesuchen hat sich seit März mit Ausnahme
einer kleinen Besserung im September fortgesetzt ver-
schlechtert. Das Verhältnis der Angebote zu den Gesuchen
für Männerarbeit ist seit März von 79 auf 60,5 zurückgegan-
gen (Oktober 1912 87,5), für Frauenarbeit von 108,5 auf 82,1
(Oktober 1912 98,8). Ähnlich steht es um die Vermittlung
derer, deren Verhältnis zu den Gesuchen seit März für Männer-
arbeit von 47,1 auf 41,1 (Oktober 1912 52,7), für Frauen-
arbeit von 64,7 auf 50,9 (Oktober 1912 59,1) gesunken ist.
In der Industrie sind die Verhältnisse am schlechtesten in
der Maschinenindustrie, wo im Oktober das Verhältnis der
Angebote zu den Gesuchen nur 86,1, das der Vermittlungen
zu den Gesuchen nur 27,6 war. Sehr ungünstig liegen die
Verhältnisse auch in der Metallverarbeitungs-, Steinindustrie,
Baugewerbe und Nahrungsmittelindustrie, etwas besser in
der Bekleidungs- und Putzwarenindustrie. Außerst un-
günstig liegen auch die Verhältnisse in der Vermittlung von
kaufmännischem Personal, wie ja überhaupt die Krise be-
sonders die Kaufmannschaft und zwar vor allem die Textil-
warenhändler am schärfsten betroffen hat. Das Gleich-
gewicht zwischen Produktions- und Absatzfähigkeit ist also
noch lange nicht wieder hergestellt, ja es sind kaum die
ersten Ansätze zur Anbahnung des Gleichgewichtes zu be-
merken und auch die mit Erfolg unternommenen Forcierung
des Exports, besonders in der Textilindustrie, aber auch in
vielen anderen Industriezweigen hat noch kaum die Herab-
drückung der Lagerbestände auf das normale Maß, ge-
schweige denn eine Besserung der Beschäftigung bewirken
können. Und dabei droht die fortschreitende Verschlechterung
der internationalen Konjunktur die Aussichten
der mit ungewohnten Elan unternommenen Bestrebungen
zur Gewinnung neuer Absatzmärkte wieder zu beeinträch-
tigen. Die ziemlich allgemeine Ansicht, daß der Tiefpunkt
der Konjunktur in Oesterreich überschritten sei, basiert sich
daher hauptsächlich auf dem Empfinden, daß es einfach
nicht mehr schlechter werden könne, eine Annahme, die
man ja tatsächlich als gerechtfertigt ansehen muß. Nur
hat man gar keine Ursache auf einen raschen Aufstieg zu
hoffen, und man wird zufrieden sein müssen, wenn das
kommende Jahr nur einigermaßen besser sich entwickelt
als das abgelaufene. Die Stimmung ist denn auch allgemein
äußerst gedrückt und das ist in den letzten Wochen auch
immer wieder an der Börse zu verschärftem Ausdruck
gelangt. Die animierte Stimmung nach der Zinsübermäßi-
gung der Oesterreichisch-ungarischen Bank Ende November
hat nicht lange angehalten, weder auf dem Anlage-, noch
auf dem Aktienmarkt konnten die erzielten Kursbesse-
rungen aufrecht gehalten werden. Die Mairerte, die seit der
Zinsübermäßigung 2,8 pCt. gewonnen hatte, hat davon
wieder 1 pCt. eingebüßt, die Oesterreichische Kronenrente,
die 2,7 pCt. gewonnen hatte, verlor gleichfalls 1 pCt., ähn-
lich die Ungarische Kronenrente. Ziemlich gut behaupten
konnten sich Bankaktien auf dem erhöhten Niveau, von denen
einzelne dank der Rekordzinsen-Einnahmen für das abge-
laufene Jahr etwas höhere Dividenden verteilen dürften.
Vor allem nimmt man von der Kreditanstalt an, daß sie
ihre Dividende wieder um K 1 erhöhen wird. Das schwache
Gebiet des Marktes ist nach wie vor das der Eisenwerte,
die so viele Jahre hindurch die Träger der Aufwärtsbewegung
waren. Hier ist die Kursbesserung am schnellsten wieder
zum Stillstand gelangt und einzelne Papiere haben ganz
außerordentliche Entwertungen erlitten. Vor allem die
Aktien der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, die seit Re-
gierung dieses Monats K 335 eingebüßt haben. Seit ihrem
höchsten Kurs im Jahre 1912 mit K 3895 sind sie jetzt um
K 1500 zurückgegangen auf einen Kurs, der seit der An-
nexionenkrise nicht mehr gesehen wurde. Das Papier ist
stark deklassiert, was angesichts der für das laufende Jahr
laut werdenden Dividendenschätzungen von 100 K gegen
190 K, die man nicht als außer dem Bereich der Mög-
lichkeiten annehmen kann, nicht weiter wundernehmen kann.
Alpine Montanaktien halten sich etwas besser. Sie sind seit
Beginn des Monats von K 823 auf 783 gefallen. Das ist zwar
nahezu der tiefste Kurs des Jahres, gegenüber einem höch-
sten Kurs von 1110 im Jahre 1912, aber noch im Jahre 1911
notierten sie zeitweilig tiefer. An diesem Papiere ist die
Kontremine besonders groß, deren immer wieder auftau-
chender Deckungsbedarf einen Rückhalt bietet. Am besten
halten sich nach wie vor die Aktien der Oesterreichischen
Berg- und Hüttenwerke (Friedrichswerke), deren große Ko-
loniasis und sehr zurückhaltende Dividendepolitik der letz-
ten Jahre einen Ausgleich der Minderergebnisse ihrer Hüt-
tenwerke zu bieten vermag. Hier wird schlimmstenfalls ein
geringer Dividendenrückgang erwartet. Auch Staats-
bahn-Aktien halten sich gut, die durch die großen
Investitionen der letzten Jahre ihre Produktionskosten her-
abdrücken konnten und auch von der Absatzkrise weniger
betroffen waren, vermöge ihres großen Anteils an den Lie-
ferungen von Eisenbahnmateriale in Ungarn. Es gilt als nicht
unwahrscheinlich, daß die Gesellschaft ihre Dividende für
das abgelaufene Jahr wieder um Frs. 1 erhöhen wird. Sehr
flau liegen in der letzten Zeit auch Skoda-Aktien.
Hier finden fortgesetzt Angriffe der Kontremine statt und
sie bedient sich dabei gerne des Mittels, falsche Gerüchte
über den Geschäftszug, über Differenzen zwischen dem Ge-
neraldirektor und Großaktionär und der Creditanstalt, die
mit der Eskomptegesellschaft die Bankverbindung der Werke
ist, usw. auszustreuen. Die Gerüchte werden immer de-
mentiert, und tatsächlich sind die Skodawerke trotz des all-
gemeinen Rückgangs der Maschinenkonjunktur gut beschät-
tigt. Das hat zunächst seine Ursache darin, daß ihre Kano-
nen-Abteilung Hochkonjunktur hat, was auch die anderen
Abteilungen alimentiert, ferner daß sie noch einige größere
Einrichtungen für Zuckerfabriken, auch im Auslande zu lie-
fern hat, und daß sie mit den Arbeiten für die Gussstahl-
fabrikation in Russland beschäftigt ist. Die ungünstigen Ge-

Heirat.

Selbstständiger Kaufmann.
 Erste 30er, evang. mit 75 Rthlr.
 größtentheils leichtem Vermögen
 wünscht die Lebensgemeinschaft mit
 einer jüngeren Dame von bloß
 derens Bildung und heiterem
 Gemüth.
 Gewerbmäßige Vermittlung
 verbleiben. 180108
 Offerten unter „**Rosa Rosa**“
 an Hausenstein & Vogler
 A. G., Frankfurt a. M.

Für m. Schwager, 34 J.
 alt, symp. Personlichkeit,
 gebild. u. musik. sprach-
 gewandt, in erster leidend.
 Posit., hervorrang kaufm.

Kraft, Rheinländer aus la. israel. Familie, suche zwecks

Heirat

eine gebild., vermögende, junge Dame aus guter Familie. Einheirat nicht ausgeschlossen. Str. Diskr. Ehrensache. Anonym zweckslos. Briefe unter O J 26328 an die Exp. d. Bl. erbeten.

Neujahrswunsch!
Großkaufmann, vgl., sucht für seinen Sohn, 25 Jahre, Praktikum im väterl. Geschäft, passende

Heirat.

Gebildeten. Vermittlung verbieten, durch Eltern od. Verwandte erwünscht. S. 11. A. 16718 an Haasenstein & Vogler A. G., Frankfurt a. M. D8096

[illegible]

unter H B 6918 an Rudolf Mosse, Hamburg, erbeilen.
D60394.

Kavalier

mit umfaffender Geistes- und
Denkenbildung, Mitte 30, evang.,
Besitzer groß. Hütte mit eigener
eleg. Wohnung in **Stuttgart**,
aus erster **Eam.** stammend,
mit gr. Verm. und Einkommen,
bühnig, des **W.** weise mde,
mit feingeb. junger Dame

Heirat.
Bantbeamter, vermögend, aus
tehr angesehener iſt. Familie,
jabrelang in erſtkaſſiger Bant in
angenehmer Stellung. Mitte 30.
geſtaltliche Ercheinung. Einzi-
gend, weltgewandt, viel gerecht-
ſucht d. Bekanntschaft einer netten u.
reichen Dame. **Einheirat.**

gute Arbeit und erwidert, daß
 der Export- u. Sprachmittler
 verfahren. Gell. Brief, freige-
 verhandelt, erreicht mit 30.11.
 zur Verfügung wird u. A 32701
 an die Erde, d. 84.

gesellschaft in Berlin.
September 1913.

	M.	51	2	5
	3.336	51	2,000	
	1.336	51	416,897	02
			52,194	80
			22,167	48
			647,122	65
			12,650	
	5,000			
	1,000		4,000	
11.			270,500	
	65,050			
	1,750		63,300	
			649,642	75
			2,140,474	70
...			1,000,000	
...			28,419	89
...			200,000	
...			619,642	75
12.	134	45		
	5,257	84		
	16,738			

22,110	29		
240,301	77		
262,412	06		
50,000	—	50,000	—
212,412	06	212,412	06
10,000			
10,120	06		
40,000			
9,500			
50,000			
20,000			
50,000			
22,792			
212,412	06	2,140,474	70

ung am 30. Septbr. 1913.

64,966	50
34,510	50
5,490	65
4,085	51
212,412	06
321,465	72
124	45
5,257	84
16,728	—
	22,110
	29

349,355	43	299,355	43
50,000	—	321,465	72

Dezember 1913.

H. Der Vorstand.
Gericke.
 Die Uebereinstimmung der vor-
 liegenden Bücher der Brauereibank
 C49392
 gez.: **C. Theile,**
 öffentlich beauftragter Bücherrevisor